

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 27.

Dienstag, 2. Februar.

1915.

(4. Fortsetzung.)

Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Roman von F. Carlsen.

Nachdruck verboten.

Magda war erschöpft und matt. Sie ließ es geschehen, daß ihr Mann sie sorglich in die Decken hüllte, und schloß die Augen, um jedem Gespräche auszuweichen. Die Eindrücke, die sie eben gewonnen, verblaßten vor dem Schreckgespenst des ersten Alleinseins mit ihrem Mann, das ihr jetzt drohte.

Und die Gedanken, die sie in ihrem Kopfe herumwälzte, formten sich langsam zu einem Willen, zu einem Entschluß, der ihre Nerven aufs höchste anspannte.

Stephan lehnte neben ihr und störte sie mit keinem Worte. Er ahnte, daß in ihrer Seele etwas vorging, aber er hielt es für eine Folge der eben gehaltenen Begegnung. Seine stolze, wortkarge Natur, der es nicht gegeben war, ihre Empfindungen zur Schau zu tragen, hatte tiefe Dankbarkeit für die Art gehabt, mit der sie der Mutter und dem Bruder entgegengekommen war.

Im Hotel angelangt, schützte Magda Müdigkeit vor, um nicht unten soupiere zu müssen, und zog sich auf ihr Zimmer zurück. Sie klingelte, ließ sich entkleiden und schlüpfte in einen Schlafrock. Dann entließ sie die Kleine und wanderte ruhelos im Zimmer herum, immer nur von einem einzigen Gedanken, einer fixen Idee, besetzt, die Blicke auf die Türe geheftet.

Es mochte ungefähr zehn Uhr sein, als Stephan an die Türe seiner Frau klopfte. Nun kam die Stunde der Abrechnung. Sie mußte dem Manne, der ihrem Worte vertraut, gestehen, daß sie ihn betrogen, daß sie nicht zahlen wollte mit ihrer Persönlichkeit, trotzdem sie sich stillschweigend verpflichtet. Sie empfand in tiefer Scham, daß sie den Pakt brach, den er im Vertrauen auf ihre Loyalität eingegangen war, aber alles war besser, denn als willenloses Geschöpf dem Gebieter zu verfallen.

Laut und hart sagte sie: „Herein!“

Stephan Terbrügge trat ein. Ein befremdeter Blick streifte die junge Frau, die, gleichsam gerüstet, ihm gegenüber stand. Ihr Gesicht war von tiefer Blässe überzogen.

Ehe er etwas äußern konnte, sagte sie: „Ich muß dich sprechen, Stephan!“

„Ist es etwas Besonderes, mein Kind, oder können wir es auf morgen verschieben? Du mußt ja müde sein nach diesem anstrengenden Tag.“

„Ich bin nicht müde und ich kann es auch nicht aufschieben!“

„Ich höre“, sagte er und ließ sich in einen Sessel sinken.

Sie holte tief Atem und setzte zweimal an, bevor sich ein Wort ihren bebenden Lippen entrang.

„Du weißt wohl, daß ich nur gezwungen in unsere Ehe einwilligte, um meinen Vater vor dem Ruin zu retten?“

„Das weiß ich“, sagte Terbrügge ruhig.

„Du wolltest uns unter keiner anderen Bedingung helfen!“

„Wohin steuerst du, Magda, mit diesen Worten, die heute, wo du mein bist, überflüssig und zwecklos sind?“

„Nein, nicht überflüssig! Ich habe dich betrogen, als ich dir versprach, deine Frau zu werden, ich ging mit der festen Absicht in die Ehe, die Verpflichtung, die du erzwungen, nicht zu erfüllen.“

Sie erwartete einen Ausbruch und stützte sich zitternd auf den Kaminsims, aber er erfolgte nicht. Da sah sie ihn an und erschrak vor dem Ausdruck der Verachtung, der seine Augen erfüllte.

„Du willst damit sagen, daß du die Absicht hast, nur dem Namen nach meine Frau zu sein, trotzdem du wußtest, daß ich diese Komödie nicht spielen wollte, trotzdem ich dir das klar und deutlich gesagt hatte. Feige hast du die Vorteile des Blindnisses angenommen, in dem Bewußtsein, mir alles schuldig zu bleiben?“

Sie streckte abwehrend die Hand gegen ihn aus, aber er fuhr fort:

„Das erstemal sprechen wir uns allein in unserer Ehe, und es wird wohl auch das letztemal sein, darum höre mir zu. Ich kam hierher, um dir mein Herz zu enthüllen, ich wollte warten, bis du mein warst, um dir die wahren Beweggründe meiner Handlungsweise zu gestehen. Du sollst sie erfahren in dieser Stunde, die uns nun für immer trennt. Meine Motive, als ich um dich warb, waren rein, ich habe dich seit Jahren geliebt . . .“

Ein Laut des Schreckens entfuhr der jungen Frau.

„Warum ich nichts sagte. . . Ich wußte, daß du mit deinem Better Hans Maltig verlobt warst, und ergab mich ins Unvermeidliche. Bis Gerüchte auftauchten, die mir den Herrn Leutnant in einem eigenartigen Dichte darstellten, bis ich mir langsam klar wurde, daß es ein Glück für dich wäre, wenn jemand hier Verführung spielen und dir rechtzeitig die Augen öffnen würde. Aber man ist feige, wenn es gilt, dem wehzutun, den man liebt, und so verfolgte ich deinen Better schweigend und zog immer engere Kreise um ihn, um ganz sicher zu sein, um nicht fälschlich anzuklagen. Und die Kette meiner Beweise war gerade geschlossen, als ich erfuhr, daß dein Vater vor einer Katastrophe stand. Ich bot ihm meine Hilfe an und stellte die Bedingung, daß du die Meine werden müßtest, weil es das einzige Mittel war, um dich vor deinem Bräutigam und einem Leben voll seelischem Elend und Neure zu retten. An mich dachte ich nicht, dich wollte ich geborgen wissen, denn wenn ich bedingungslos mit jener Summe deinem Vater ausgeholfen hätte, so wäre die Situation unverändert geblieben. Hans Maltig hätte sich des neugefestigten Wohlstandes gefreut, du wärst mit geschlossenen Augen ins Verderben getaumelt wie eine Motte ins Licht. Darum spielte ich den Bösewicht in der Fabel, und Hans Maltig ließ dich im Stich, wie ich's mir gedacht. Dann kam unser Brautstand und ich hoffte, du würdest mich besser erkennen, aber du dachtest zu klein und egoistisch, um zu begreifen, daß man

auch selbstlos handeln kann. Und ich wartete geduldig und bewahrte die strengste Zurückhaltung, um es dir leichter zu machen. . . . Sieh mich an! Glaubst du, ich wäre der Mann, eine Frau zu zwingen, mein zu sein, wenn jeder ihrer Atemzüge mich verleugnet? Aber ich habe geglaubt, daß du mich verstehen gelernt hast, daß du dir deiner Schuld mir gegenüber bewußt bist, daß du wenigstens den Willen haben würdest, sie einzulösen. Ich habe auf ein warmes Wort, einen warmen Blick gewartet. . . . Statt dessen hast du dich kühl und frostig auf die Rede vorbereitet, mit der du mich zurückweisen wolltest. Ich kam hierher, um dir zu sagen, daß ich dich liebe, ich hätte um dich geworben mit nimmermüder Geduld, aber du bist ein Geschöpf ohne Ehrbegriff. Du heucheltest und zeigtest mir keine Abneigung, du liebest dich küssen, statt mich entriistet abzuwehren, solange es noch Zeit für mich war, zurückzutreten, und erst, als du dich sicher fühltest, zeigtest du dein wahres Gesicht. Wir beide sind fertig miteinander!"

Seltfame Empfindungen überrieselten Magda, in ihren Ohren brauste und wirbelte es, ihr war, als stünde sie auf einem Teppich, der unter ihren Füßen hin- und hergezogen wurde. Und dann schrie sie auf, aber sie wußte nicht, daß sie es tat:

"Stephan!"

Er war schon an der Tür, aber er wandte sich noch einmal um und kam gerade zurecht, um die Stürzende aufzufangen.

Eine tiefe Ohnmacht umhüllte ihre Sinne. Stephan nahm sie wie ein Kind in die Arme und trug sie auf das Bett. Eine leidenschaftliche Angst hatte ihn erfasst, sein Groll verslog, als er das schöne blasse Gesicht leblos vor sich in den Kissen sah. Er riß den Schlafrock auf und legte das Ohr ans Herz. Es schlug zögernd und unregelmäßig. Die Farbe begann in ihr Gesicht zurückzukehren. Da besann er sich auf sich und verließ das Zimmer. —

Als Magda erwachte, hatte sie das Gefühl, in einen tiefen Brunnenschacht gefallen zu sein, aus dem sie sich nur mühsam zum Licht heranzuarbeiten konnte. Sie versuchte nachzudenken, und langsam kam ihr die Erinnerung an die Szene zurück. Aber von einer Erleichterung, als sie sich so auf einen Schlag von allen Befürchtungen befreit fand, war nichts zu spüren. Wie eine glühende Flut erfüllte sie jetzt wieder die Scham, die jedes seiner Worte in ihr ausgelöst. Wie klein war sie dieser großen fürsorglichen Liebe gegenüber gewesen, mit der er sie seit Jahren unsichtbar umgeben hatte. Sie maß Hans Maltis an seinem Maß und sah ihn in seiner ganzen Erbarmlichkeit. Und Magda Cortwyn, die ihr ganzes Leben lang keinen anderen Willen gekannt als den eigenen, der ihr Wunsch zeitlichen Geseß gewesen war, schluchzte plötzlich in die Kissen wie ein kleines Kind.

Als Magda am nächsten Morgen zum Frühstück herunterkam, fand sie ihren Mann bereits vor. Er las seine Zeitung und begrüßte sie mit gleichgültiger Kühle. Sein Blick streifte an ihr vorbei und sie empfand das wie eine Verletzung. Nur eine leichte Blässe erinnerte noch an die überstandene Ohnmacht. Sie fühlte sich wieder ganz wohl.

"Fahren wir gleich nach Beaulieu hinaus, Stephan?" fragte sie zögernd.

"Du wirst tun, was dir angenehm ist, Magda. Ich gehe allerdings zu meiner Mutter, aber du kannst ebenso gut auch eine Spazierfahrt in der Umgebung machen. Das Hotelauto ist zu deiner Verfügung."

Sie wollte gereizt antworten, aber sie bezwang sich und sagte nur:

"Ich habe Fred versprochen zu kommen!"

Er erwiderte nichts und versenkte sich wieder in seine Zeitung. Sie frühstückte schweigend und ging dann hinauf, um Mantel und Kappe zu nehmen. In fünf Minuten saßen sie im Auto.

In Beaulieu wurden sie mit heller Freude empfangen. Frau Terbrügge nahm, nachdem sie ihre Schwiegertochter umarmt hatte, ihren Sohn beiseite. Sie hatte wichtige Nachrichten aus der Heimat bekommen und wollte sich mit ihm beraten. Magda aber setzte sich zu Fred.

"Wie ich mich freue, daß ich dich ein bißchen allein haben kann!" sagte Fred. "Ich habe einiges auf dem Herzen, was ich dich fragen möchte."

Magda faßte die Hand ihres Schwagers.

"Ich rühre mich nicht von hier weg, bis du mich gehen heißt!"

Seine Augen leuchteten auf.

"Und es ist dir kein Opfer, einem Kranken die Stunde zu schenken, die du draußen in Sonne und Glanz mit deinem Manne verbringen kannst?"

Garmlos klangen die Worte, aber unter den gesenkten Lidern traf sie ein langer, seltsam forschender Blick. Sie fühlte, wie sie rot wurde.

"Ich bin gern, sehr gern bei dir!" sagte sie, und er hörte ihrer Stimme an, daß sie aufrichtig war.

Ein leiser Seufzer entfloß ihm.

"Sei mir nicht böse, wenn ich von Dingen mit dir spreche, die dir vielleicht peinlich sind, aber schon gestern ist mir aufgefallen, wie kühl ihr beide, du und Stephan, miteinander verkehrt, so gar nicht wie zwei Eheleute, die aus Liebe zueinander gekommen sind. Und siehst du, Magda, Stephan ist eines vollen, ganzen Glückes würdig!"

Sie erwiderte nichts und er fuhr fort: "Du kennst ihn ja erst kurze Zeit und kannst also gar nicht wissen, was für ein Mensch er ist. Er hat glänzende äußere Eigenschaften, gewiß, aber was ist das gegen seinen Charakter, seine Güte, seinen alles durchdringenden Verstand. Stephan wäre ein großer Staatsmann geworden, wenn er es nicht damals als seine Pflicht erachtet hätte, den Dienst zu quittieren, um die Unternehmungen des Vaters zu leiten. Und weil ich ihn so über alle Menschen stelle, denen ich je begegnet bin, so fasse ich es nicht, wie ihm die Frau, die er liebt, so kühl begegnen kann."

"Das verstehst du nicht", sagte Magda ruhig, "und ich kann dir das auch nicht erklären, nur eines möchte ich dir sagen: Unsere Ehe gestaltet sich, wie sie mußte, es kommt alles von selbst mit unerschütterlicher Folgerichtigkeit. Stephan und ich, wir sind nur Zuschauer. Aber ich bin ganz glücklich, und Stephan macht doch gewiß nicht den Eindruck eines Menschen, der mit seiner Welt unzufrieden ist."

(Fortsetzung folgt)



Frei geht das Unglück durch die ganze Erde. Schiller.

Sechzehn Jahre deutscher Forschung in Frankreich.

Von der rücksichtslosen und gewalttätigen Vernichtung seiner unendlich mühevollen Gelehrtenarbeit durch die Franzosen beim Ausbruch des Krieges erzählt der Schweizer O. Hauser, dessen Forschungen wir in erster Linie die wunderbaren Entdeckungen des Steinzeitmenschen, seiner Kunst und Kultur in der Dordogne verdanken, im neuesten Heft der „Umschau“ in einer ergreifenden Darstellung seiner Flucht während der Tage der Mobilisation. „Mein harterkämpftes Lebenswerk liegt zerschmettert hinter mir; ich bleibe aufrecht! Brutalität war stärker als Recht!“ Mit diesen Worten kennzeichnet Hauser den Dank, den er für seine Mühen von Frankreich erntete. Er erzählt, wie die von dem Gendarmen in das stille Dorf Laugerie haute gebrachte Meldung von der Mobilisierung alle Einwohner in die ungeheuerste Erregung versetzte, die sich sofort gegen den Schweizer Gelehrten wandte, der 16 Jahre unter ihnen gewohnt, ihnen nur Gutes erwiesen,

Verdienst und eine Fremdenindustrie geschaffen hatte. Er wird offen beschimpft und bedroht, und nur einer warnt ihn und rät ihm, sofort abzureisen, da am nächsten Tage Schlimmes geschehen könnte. Unter dem Loben der Menge gelangt es ihm, mit seiner Frau und seinem Kind in seinem Automobil davonzukommen; nur die allernotwendigsten Kleider konnten sie zusammenraffen, aus dem Museum und dem Archiv konnten sie kein Stück retten. Hausser erzählt ausführlich die abenteuerlichen Wechselfälle seiner Reise, die ihn nach vielen Fährlichkeiten doch bis an die Grenze bringt; dort wird ihm sein Automobil kurzer Hand konfisziert! Was sich nach seiner Flucht zutrug, zeigt, daß er nur so vor dem Schlimmsten bewahrt geblieben ist. Am 5. August haben, wie Hausser durch amtliche und private Mitteilungen erfährt, vier Personen alle seine Siedlungsbezeichnungen, alle Werkzeuge für seine großangelegte und mit außerordentlichen Kosten durchgeführte prähistorische Topographie kurz und klein geschlagen. Am 25. August kamen wieder vier Leute mit zwei Gendarmen, erbrachen alle Koffer und Kisten; die Eingänge zu seinem Haus, die Türen zum Arbeitszimmer und zum Museum wurden gewaltsam geöffnet, eine regelrechte Hausdurchsuchung veranstaltet, die Korrespondenz der Jahre 1905 bis 1914 durchwühlt und daraus 1153 Briefe deutscher Gelehrten mitgeschleppt; die Beschlagnahme der Korrespondenz war auf Denunziationen hin von dem Waffenkommandanten von Périgueux angeordnet. Am 9. Oktober besuchten dann amtliche Sachverständige das Heim Hausers, um den verursachten Schaden festzustellen, und sie bewerteten ihn auf — 200 Franken!

„Über die Tragweite und den Zweck des Gewalttaktes einem Neutralen gegenüber“, schreibt Hausser, „war ich mir von allem Anfang an klar; es hätte erläuternde Zuschriften aus Frankreich garnicht bedurft, worin man mir bestätigt, daß keine günstigere Gelegenheit sich böte, die blühenden Landgüter mit den wertvollen prähistorischen Ansiedlungen „und einem reichen Museum „kostenlos zu übernehmen“. Landesverweisung und Konfiskation meines Besitzes war Endzweck.“ In einem weiteren Artikel schildert der Schweizer Forscher den Verlauf und die Ergebnisse seiner 16jährigen Arbeit an dieser wichtigen prähistorischen Stätte. Im April 1898 war er zum ersten Mal nach Vordeauz-Périgueux gereist und nach Le Moustier gekommen. Aus seinen Beobachtungen während der Wanderungen durch die Täler, aus den Fundstücken, die man ihm aus jeder Hütte brachte, und aus der Nachprüfung der bisherigen Forschungen bildete sich in ihm die Erkenntnis, daß er hier die wichtigsten Dokumente zur Menschheitsgeschichte finden müsse, und nach manchen vorbereitenden Schritten, bei denen er in französischen Gelehrtenkreisen nur geringes Verständnis fand, begann er von seiner ersten Station, „La Vache“, aus seine eigentliche systematische Forschung. Ein altlubiäler Kulturplatz wurde in seiner ganzen Lagerung nachgewiesen, dabei wurden Hunderte der herrlichsten Steinteile gefunden, die heute die Museen von Köln und Berlin zieren. Hausser bezog nun in seine Untersuchungen alle die lubiälen Epochen ein, und es gelang ihm unter großen Mühen, im ganzen Gebiet von Vézère und Dordogne über 80 klassische Fundstätten in einem Umkreise von über 120 Kilometer festzusetzen. Der erste große Erfolg dieser Arbeit kam in der Entdeckung des diluviälen Menschenfletts, des Homo Mousteriensis Hausseri vom Jahre 1908, die in der ganzen wissenschaftlichen Welt das größte Aufsehen erregte. In der Fortsetzung seiner Arbeit untersuchte Hausser wichtige Stationen des Aurignacien und Magdalénien, wobei sich außer den gewöhnlichen Feuersteinwerkzeugen wertvolle Zeichnungen, Knocheninstrumente und Schmuckgegenstände fanden. In einem weltberühmten Seitentälchen der Dordogne entdeckte er dann bei der Nachprüfung einer von den Franzosen als unfruchtbar aufgegebenen Niederlassung in Combe-Capelle, wo er auch zum ersten Male die Schichtenfolge fünf verschiedener Siedlungsperioden feststellte, am 26. August 1909 den Homo Aurignacensis Hausseri, dessen ausgezeichnet erhaltenes Skelett er am 11. September zusammen mit Professor Maatsch hob. Damit trat zu den alten Menschenrassen vom Neanderthal- und Cro Magnon-Typus eine neue, die Rasse von Aurignac, wobei sich außerordentlich wichtige Einblicke in den Entwicklungsgang der Menschheit eröffneten. Eine dritte große Entdeckung, die ihm gerade vor dem Ausbruch des Krieges gelangte, kündigt der verdienstvolle Schweizer Forscher in den folgenden Schluß-

sätzen seines Aufsatzes an: „Zum dritten Male gelang es mir im Juli 1914 eine Entdeckung von großer Tragweite; ich sah sie seit zwei Jahren kommen, habe ihre Spuren jahrelang verfolgt und schließlich den Spaten da eingesetzt, wo es sein mußte. Kulturhistorisch bedeutender als meine Skelette, gewinnreicher durch diesen Fund, von dem später die Rede sein soll, Einblicke in die psychologische Entwicklung des Diluviälenmenschen, seiner Kunst, seiner Zeichenschrift, seines Kultes, der schlankweg alles, was wir Ähnliches kennen, in den Schatten stellt. Da kam der Krieg! Welche Welt von Schmerz und bitterem Weh für den, der uneigennützig ein Leben lang einer großen Aufgabe gedient hat! Dem struppelosen französischen Deutschenhaß derer, die die Wissenschaft an geographische Grenzen fetten möchten, habe ich weichen müssen; das Eigentum des Neutralen ist vergewaltigt worden, mit ihm das Recht und ein gut Stück deutscher Wissenschaft!“



Aus der Kriegszeit.

Von Plüschfesseln, Pulswärmern und Seesoldatenbeinen.

Ein anschauliches Bild des Humors, der auch unsere Marine-soldaten besetzt und sie die Mühsal und Plage des Schützengrabens leichter ertragen läßt, bietet ein Feldpostbrief eines Kieler Seesoldaten an die „Kieler Neueste Nachrichten“. Es heißt darin: Wir sind glücklich abgelöst. Sollen neu feldgrau eingekleidet werden und voraussichtlich bis nach Weihnachten richtige, vollständige Ruhe haben. Wir sind in St. Audries bei Brüssel einquartiert und fühlen uns! Deshalb, und um mich nicht mit meinem inneren Menschen in Widerspruch zu bringen, schreibe ich heute nichts von der rauhen Seite des Krieges, nichts von zerbrochenen Gewehrkolben, von zer-schossener Dörfern und Schützengräben, sondern werde lieber von Pulswärmern, von Zwiebelsauce, von efeuunkranken Büchen und schlanken Birken schreiben, deren letzte Blätter verträumt im Herbstwind schaukeln. Wir haben vorgestern die wunderbar schöne alte Stadt Brügge angesehen; Kaffee (richtigen Kaffee) getrunken, pro Nase für zwei Franken Gebäck untergebracht, Dortmunder Bier (welche Borne) getrunken, jeder ein Pfund gekochten Schinken vertilgt und als Magendeckel noch ein Filet mit Zwiebelsauce aufgelegt. Darauf folgte ein friedlicher Abend, wie er dazu paßt. Ich lag nicht im Schützengraben, ich lag nicht im schmutzigen, unfreundlich duftenden Stroß, nicht auf allen häßlichen Säden, nein, ich sah da auf einem schönen mattroten Plüsch-fessel mit gebogenen Beinen, mit reichem Fierwerk an Stih und Lehne, im Stil Ludwigs XVI., vor mir ein behaglich geheizter Ofen. Zuerst hatte ich die Zeitung gelesen, und zwar wie man Zeitungen liest im Kriege: nichts, garnichts habe ich ausgelassen, und weiß genau, wo man ein gebrauchtes Piano kaufen kann, welche Köchin ihre Herrschaft wechselt will, und wo es „Knoblauchwurst erster Sorte“ gibt. Nachdem ich diese Lektüre mit großem Behagen verdaut hatte, nahm ich nochmals meine Briefe und Karten vor. Man liest sie immer mehrere Male im Kriege, all die lieben, herzlichen Briefe und Karten aus der Heimat. In dem einen stand: „Da liegt da armer Kerl in nachtkalter Nacht im Schützengraben, ich du armer Schluder“. Ich las das noch zweimal durch und drückte mich noch viel tiefer in meinen mattroten Plüschfessel und durchkostete mitten im rauhen Kriege für einige Zeit den Zustand, den man zu Hause mit „mollig“ bezeichnet. — Noch am späten Abend brachte man mir ein Paket von weitläufigen Verwandten: Ich packte aus. So packt man Pakete nur im Kriege aus. Und was war alles drin! Durch die Aufzählung darf ich es nicht profanieren. Unten lagen noch ein Paar Pulswärmer, prachtvolle dunkelbraun-graue Pulswärmer mit einem Stih ins Grüne... Es gehört vielleicht nicht hierher, aber ich habe jetzt im ganzen vier Paar Pulswärmer. Ganz schnell schreibe ich hinzu, um nicht als Rohling zu gelten: drei Paar werde ich heute verschicken, ein Paar braune trage ich. Nebenfalls konnte ich nicht umhin, darauf meine Liebesgaben in Wollstücken vor mir aufzubauen und war glücklich, sehr glücklich. Ich habe früher, das weiß ich ganz genau, alle Winter gefroren, aber noch niemals hatte mir jemand Pulswärmer geschenkt, niemals hatte mir jemand Ohrenklappen gehäkelt, und jetzt habe ich

Wärmer für alle Körpergegenden, ja ich glaube, daß ich nicht einmal so viele Körpergegenden habe, wie Möglichkeiten, sie vor Kälteeinwirkungen zu bewahren, und ich bin glücklich darüber. Es ist was Wunderhübsches, wieviel Wärme diese dummen Stricknadeln auf einmal in die Welt gebracht haben. Wie unendlich viel große Liebe wird da herausgeschickt mit diesen braunen und grauen Maschen, und hier draußen merken's alle, ob sie nun im Schützengraben liegen, auf überziedendem Stroh schlafen oder auch mal gelegentlich auf Plüschsesseln träumen. Es ist was Wunderbares um die Wärme und die Liebe! . . .

S. & H.

Landwehrronn's Abschied im englischen Bild. Der Sonderberichterstatler der „Daily Mail“, ein „Neutraler“, der Deutschland während des Krieges bereist hat und in einer langen Reihe von Artikeln seine Eindrücke wiedergibt, erzählt in einem seiner letzten Aufsätze von dem Abmarsch eines Landwehrebataillons, dem er in Pirna beizuhnte. „Es war so ein rechter dunkler, unfreundlicher Winternachmittag. Duster und niederdrückend schien alles. Da kamen von zwei Richtungen her Kompagnien der Landwehreinfanterie nach der Kaserne marschierend, mit Schmutz und Regen bedeckt. Die Reute hatten ihre letzte Marschübung gemacht, bevor sie zur Front abgingen. Es waren alles tüchtige Männer, von 7 wohl 6 Familienväter, ein lebendiges und prächtiges Beispiel für die deutsche Lehre: Jedermann ein Soldat. Noch im vorigen Monat Beamter, Kaufmann, Droschkenkutscher oder Schneider, tragen sie nun alle des Königs Rock. Sie sahen aus „jeder Zoll ein Krieger“, ebenso kräftig und geübt wie die jungen Leute von 20 und 21 Jahren. Ich war überrascht von der Vollständigkeit ihrer Ausrüstung. Kein Stück fehlte an ihrer Uniform, und außerdem hatte noch jeder Mann seine tuchüberzogene Trinkflasche am Gürtel hängen, und da sie zu dem großen Schützengrabenkrieg auszogen, war jeder von ihnen mit einem Spaten bewaffnet. Ich habe übrigens gehört, daß deutsche Soldaten von diesem Spaten einen sehr wirksamen Gebrauch zur Abwehr von Kugeln machten, indem sie sie als eine Art Schild benutzten. Das Bataillon stand nun, in Reih und Glied ausgerichtet wie nach der Schmutz, auf dem Kasernenhof. An der Seite hatte sich die Regimentsmusik aufgestellt. In den offenen Platz zwischen den Kolonnen trat der Oberst, ein grauhaariger Veteran, und hielt seine Abschiedsanrede: „Landwehrronn! Ihr habt nun eure Zeit der Übung vollendet. Ihr seid nun fertig für die Front. Ich rufe Euch ein Beibehalten zu und ein Glück auf dem Weg! Seid stets eingedenk, daß es eure höchste Pflicht ist, dem Vaterland zu dienen, auf welchen Posten Euch auch eure Vorgesetzten stellen. Möget Ihr auf Patrouille sein, fern von euren Kameraden, mögt Ihr im Schützengraben liegen in der Feuerlinie oder weniger schönen Dienst machen hinter der Front bei den Munitionskolonnen, bei jeder Art Arbeit haltet im Gedächtnis, daß Ihr unserm teuren Vaterland dient. Mit diesem Bewußtsein in jedem Augenblick und bei jedem Werk werdet Ihr eure Pflicht tun. Und nun drei Hochs auf Seine Majestät, unseren allerhöchsten Kriegsherrn, den Kaiser!“ Der Oberst, seinen Degen hehend, rief „Hurra!“ dreimal, und die Truppen antworteten einstimmig. Die Kapelle stimmte „Deutschland, Deutschland über alles“ an, das Bataillon formierte sich zum Marsch, und nun ging es in Parade eine Viertelstunde lang durch die Stadt zum Bahnhof. Als sie so durch die Hauptstraßen von Pirna marschierten, füllten sich die Haustüren und die Fenster mit Menschen, die mit Taschentüchern winkten, die Kinder strömten aus den Häusern, marschierten mit, schwenkten kleine Fahnen und schrien Hurra. Die Soldaten selbst, ganz in Gelbgrau von Kopf bis zu Fuß, brachten einen Facenton in dies Bild, denn sie trugen gelbe und weiße Chrysanthemem an den Gewehren, und die der einen Abteilung waren mit Fahnen geschmückt. Es waren die letzten Gaben der Stadt an die ausziehenden Krieger. Der Militärzug kam erst in einer halben Stunde, und so blieb auf dem Bahnhof noch gute Zeit zum Abschiednehmen. Fast um jeden Landwehrronn stand eine Gruppe von fünf oder sechs seiner Nächsten und Liebsten. Unter unaufhörlichen Umarmungen, Liebkosungen und Händeschütteln wurden sie mit „Liebesgaben“ überladen. Dann fuhr der Zug ein; ein grelles Pfeifen, das erste Zeichen zum letzten Abschied. Nun singen die Tränen an zu fließen fast vor jeder Wagentür. Ein zweites Pfeiff. „Einsteigen!“ Die Türen wurden zugeschlagen, die Soldaten tauschten aus den Fenstern

die letzten Händedrücke mit Weib und Kind, die Kapelle spielte „In der Heimat“. Es war eine unendlich rührende Szene. Auch ich ging fort mit nassen und niedergeschlagenen Augen und sah nicht auf, bis ich mit einem dicken Mann zusammenstieß, einem Bürger von Pirna, zu alt, um selbst zu kämpfen. Er schluchzte hörbar.“

Die Hygiene des Schützengrabens. Der moderne Stellungskrieg bringt einen langwährenden Aufenthalt der Truppen in Deckungen mit sich und bei dieser Ansammlung von vielen Menschen in den Schützengräben, die in enger Berührung und unter ungünstigen Verhältnissen lagern, lagern ein mit einander leben, ist die Gefahr für das Auftreten ansteckender Krankheiten oder Erkältungen besonders groß. Aus seinen im Felde gemachten Erfahrungen entwickelt nun Stabsarzt Dr. Feichtmayer in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ eine ganze Hygiene des Schützengrabens, deren beherzigenswerten Anweisungen und Maßregeln Beachtung verdienen. Zunächst muß für die Wasserdrichtigkeit der Unterstände durch Wellblech, Dachziegel und Regenrohre gesorgt werden, die sich in den umliegenden Ortschaften aufbringen lassen. Die Feuchtigkeit vertreiben eisernes Eisen mit langen Abzugsröhren, die über das Dach geführt werden, sodann auch die Wechrobre früherer Wasserinnen, die Ausdünstungsgase ins Freie leiten. Sehr wichtig und zugleich schwierig ist die Frage der Lagerstätten. Da meist nicht genügend Bretter vorhanden sind, um Brettchen zu zimmern, so ist man auf die Verwendung von Stroh angewiesen, das lose am Boden liegt und nun bald getreten und beschmutzt wird, bald bei ungenügender Trocknung und Lüftung fault. Um diese Übelstände des losen Strohs zu vermeiden, soll man nach Möglichkeit Stroh in Mattenform verwenden, das unter Anleitung der Sanitätsmannschaften und Krankenträger verfertigt werden kann. Der Zeitaufwand wird reichlich aufgewogen durch die größere Sauberkeit, da die Matten gelüftet und von Schmutz und Ungeziefer durch Klopfen befreit werden können. Sehr praktisch ist das Einlassen einer Tonne in den Boden des Deckungsgrabens, in der das aufsteigende Grundwasser sich sammelt. Beim Neubau von Deckungen, die sich an Dörfer anlehnen, wird sehr oft die schon von den Franzosen in Friedenszeiten angelegte Grundwasserlücke übersehen, die einen Schutz gegen die Überschwemmung der Kellergefasse gewähren soll. Hat man die Tonne nicht bemerkt, so sammelt sich das Wasser bei hohem Grundwasserstande trotz aller Ausschöpfens immer wieder an und der Unterstand wird zum Danaidenfaß. Alle Abfälle müssen nach der abseits angelegten Müllgrube gebracht werden. Die Müllgrube muß ebenso wie die Latrinen und Gruben, die für die Beseitigung der Abfallstoffe bestimmt sind, häufig mit Erde beworfen und desinfiziert werden. Im Winter sind gedeckte Latrinen notwendig; als sehr praktisch haben sich die fahrbaren Feldlatrinen der Franzosen erwiesen. Der Fußbekleidung muß von seiten der Truppenärzte die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Bei feuchter Witterung und besonders bei Aufenthalt im Walde ist es ganz unmöglich, daß Strümpfe und Schuhe trocken, ohne daß sie ausgezogen werden. Daher sollte, wenn irgend möglich, zum Trocknen der Fußbekleidung eine besondere kleine Hütte gebaut werden, die durch einen eisernen Ofen erwärmt wird. Holzschuhe, Einwickelung der Füße in Wachspapier, ebenso Strohhüllen von Flaschen können gegen die Nässe benutzt werden. Ebenso ist es sehr wohltuend, wenn man nachts eine Wärmflasche in Gestalt eines mit einem Strumpf umhüllten warmen Ziegelsteines hat. Sehr praktisch ist der japanische Taschenofen, ein mit Filz umhüllter Blechkasten mit durchlöcherter Deckel, in den Holzkohlenpatronen hineingelegt werden. Die Spender der Liebesgaben in der Heimat sollten diese Ofen häufiger ins Feld schicken. Bei der Hygiene im Schützengraben ist auch auf eine sorgfältige Zahnpflege zu achten, da durch die schlechte Beschaffenheit der Zähne besonders leicht Verdauungsstörungen auftreten. Die Kost muß leicht und abwechselnd sein; eine bessere Ausnutzung der Nahrung wird durch häufige Verabfolgung von Käse bewirkt, der auch viel Fett und Eiweiß enthält. Das gleiche gilt vom Serting, der außerdem einer Kochsalzverarmung des Blutes und dadurch der Hitzschlaggefahr vorbeugt. Wenn nicht absolut einwandfreies Quellwasser vorhanden ist, müssen fahrbare Trinkwasserbereiter in Tätigkeit treten, oder das Wasser kann nur mit Tee oder Kaffee und abgekocht verabreicht werden. Bei nasser Witterung ist häufige Verabfolgung von heißem Tee, von Rum und Wein erforderlich; der letztere schließt als Mähwein genossen die Gefahren aus, die nicht abgelagerte Weine mit sich bringen. Körperliche Reinlichkeit ist natürlich auch hier eine Grundbedingung aller Hygiene.